Classische Cabinets-Bibliothek

oder

Sammlung auserlesener Werke

der

deutschen und Fremd-Literatur.

Vier und vierzigstes Bändchen.

Urania. Gedicht von C. A. Tiedge.

Wien, 1825.
Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

Urania.

Ein Gedicht in sechs Gesängen

von

[hristoph] [ugust]

C. A. Tiedge.

Wien, 1825.

Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

An

meinen Gleim,

zum zweyten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwey Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih ich ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüsternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfraun, schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert es, ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

»Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst du dem himmlischen Reigen? — —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
»Urania!« scholl's in den Zweigen.

»Gebeutst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, Dir
Der einsame, trauernde Sänger.«

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf,
Entfesselt hinüber ins Freye.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleyern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feyern.

Urania.

Erster Gesang.

Inhalt.

Der Zweifler schaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine Tröstungen, seine Ruhe zurück. Verluste, welche die zartesten Seiten des irdischen Daseyns verwunden, stellen seine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth einem Gedränge niederschlagender Wahrnehmungen hingibt.

In solchem Zustande der innern Zerrissenheit entwickelt sich der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Die, in der Naturwelt uns begegnenden Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der sittlichen Welt, beugen ihn schmerzlich darnieder, entkräften seine freudigste Hoffnung und treiben die geängstete Seele in sich selbst zurück.

Hier erscheint ihr das eigene Daseyn, als ein verwickeltes Räthsel. Sie überschauet mit Wehmuth den Gang ihres irdischen Lebens, welches mit bald dahinsinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder sind die

edelsten Denkmale im Nachlasse der Tugend. Umsonst ist unser Forschen, unser Streben nach vollständiger Erkenntniß und befriedigender Glückseligkeit. — Was sollen uns nun Bedürfnisse, die über dies Daseyn hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterinn: sie gibt ihn einem vielfachen Tode Preis; und wi quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anräth. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Zirkelganges vom Entstehn und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Foderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freyheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes Wesen anzusehen. Dennoch fodert eine innere Stimme von ihm die Tugend; er soll, was er nicht kann. Diese Vorstel-

lung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offenem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opferglut;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume!
Aber bey dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,

Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabzypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feyer an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: »Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich! —«
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.

Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feyern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne!
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
»Seyn und Werden! seyd ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasien untergehn? —«

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!

Konnt' im Menſchen Gott den Durſt entflammen,
Der für Wahrheit brennt, und grauſam ihn
Zum Verſchmachten dann ſo tief verdammen?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend ſuch' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, ſuch' ich ſeine Spur;
Suche Hoffnung, Troſt und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, ſeufzende Warum?
Keine Antwort ſpricht zu meinen Fragen;
Alles ſchweigt, die Mitternacht iſt ſtumm.

Nächtlich einſam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geiſt den weiten Raum durchſchifft.
Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feyerlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Sonnen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinan;
Aber blick' auf unſre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löſet hier in Graun und Nacht ſich auf,

Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreyt im tiefzerrißnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.

Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
»Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?«
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
»Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede seyn? — «

Ob ein Gott sey? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthselhafte Seyn enthülle? —
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heilgen Nächten feyerst
Und sanft und weich den Gram verschleyerst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen schwei-
gen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen

Verödet die Erinnerung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freye mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,

Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüthen sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwey Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben,
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,

Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttinn thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

»Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! —«

Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feyerlichsten Weihestunden!
In die Lust verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so entschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dies Emporschauen von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,

Als ob Götterglanz vorüber strahle. —
O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend:
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die traurenden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
»Blühen, wachsen, welken und vergehn! —«

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron.
»Schau! ich bin das Elend,« spricht das Leben
Zu dem Menschen — »und du bist mein Sohn!«
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,

Drang, als Scheidethrän, ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüthen?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feyer einer Götterwelt?
Sagt! was gibt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fieber:
Und es ist nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andere Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder

In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattinn Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrey der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier- und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsere Tugend dann? was rettet
Dann die Freyheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feyert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freyheit träumen?
Fühlen wir bey jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heilge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals, ihren Phantasien

Hingegebene Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos,
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert,
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feyern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleyern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;
Und in einem wüsten Ocean
Rudert, ohne Compas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn;
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht!
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freyheit ihre Kränze flicht!

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feyern!
Ist's ein Gott! der hinter dunklen Schleyern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freyer und dir näher seyn? —

Heilige Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wildem Kampfe des Gewühls,
Die erhabenen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, scheidend, an der öden Grenze
Dieses Lebens nieder legt?

Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Zweyter Gesang.

Inhalt.

Vorüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu dringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren beseligenden Gesichtskreis hat. Eine solche Beseligung würde er verlieren wenn er eine der Stufen übersprenge: und so hebt sich der Wunsch, die volle Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten, wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Seyn gegründete Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Urseyn vorausgesetzt.

Lebhaft spricht dies höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und äußert sich besonders tief ergreifend in dem Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die sittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die frühesten Tage der Menschheit zurück: und wir sehen, wie mit dem ersten Erwachen des Bewußtseyns, in des Menschen Brust der Glaube an ein höchstes Wesen erwachte, den späterhin in bestimmteren Formen das Aegyptische Priesterthum pflegte. Ohne diesen Glauben — welche Aussicht des Lebens! welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefodert werden. Von einem Gotte ist Herstellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich so unmittelbar, so unwillkürlich uns aufdringt, die uns so unentbehrlich ist, sind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. Diesem angebornen geistigen Lebensbedürfnisse, dieser innigsten Mahnung, die aus des Bewußtseyns heiligster Tiefe herauf tönt, schallet aus der, uns umgebenden Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, besonders wenn sie uns zur Betrachtung des gestirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister können diesen Glauben nicht entbehren.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehen und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

In's Heiligthum zu schau'n, ins Heiligthum der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht *löschen*, ihn nicht tödten; nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus seyn.

In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dies, dies ist sein Rang; nur *er*, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen.

Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feyerlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.

Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.

Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang von Seyn zu Seyn uns führt?

Es sey, daß du ein Mal durch jene Sonnenferne
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
O, dann verschmähtest du das Heil auf unserm Sterne;
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch verhüllt im Kerne,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.

Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?

Verdiente sie das Glutgeloder
Des hoch entflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang *kleiner* — oder
Du, Mensch, du müßtest *größer* seyn.
Und dies, dies foderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
»Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!« —
Auch dahin folgt dir deine Klage:
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn:
Auch du bist ihr geliebter Späher;
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh des stillen Tugendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte Flur.
Vollendung *unsers* Seyns, was wäre sie? Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.

So flögst du dann umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur größer immer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!

Wer mag das große Buch des Weltenraums entsiegeln?
Vor welchem Geist erscheint die Wahrheit klar und rein?
Von dem sie ausgeht, Freund, wie Weltensonnenschein;
In einem höchsten Schaun muß sich die Wahrheit spiegeln;
Enthüllt erscheinet sie vor einem höchsten Seyn.
Ein Urseyn ist, worin sich alles Seyn entfaltet,
Aus einem Urseyn tritt gestaltet
Ein jedes Seyn hervor in das Gebiet der Zeit:
Dies Urseyn nennst du Gott: er waltete und waltet
In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —
»In Liebe, Licht und Recht?« — so fragt die düstre Klage —
»Wer,« ruft sie aus, »wer mag, Verzweiflung, dir entfliehn?
Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage
Zerstörend hin durch unsre Hütten ziehn? —«

»Es ist kein Gott!« — Mit tausend Uebeln ringend,

Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder schwingend,
Hin über ein weit aufgeworfenes Grab!
»Es ist kein Gott!« — so schreyn aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und schallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten!
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord!
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben aus zu schütten!
Das Heiligste verhöhnte wilder Spott! —
O Harmonie der Welten! ist ein Gott?
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so verhöhnen? —
Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
»Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne versöhnen. —«
»Was ist das Ganze?« fragt das tief zerrißne Herz,
»Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz verlassen!«
Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will er fassen. —
Ach! führet denn kein Laut im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie
Durch's offene Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist: »Vielleicht.«
»Ach! nur vielleicht!« Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonieen,
Die fern ein höchstes S e y n uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgibt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das, hinter diesen Erdentagen,
Wie durch zerrißne Wolken bricht.

Ein Strahl von diesem Licht fällt in das innre Leben;
Mir ist ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:
Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist,

Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.

Was heilig ist, das Wort von *Pflicht* und *Recht*, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feyerlicher Ruf des innern Menschen spricht:
»Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!«
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme:
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.

Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!

Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Laß unsern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüber schauen:
Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;
Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,
Die holde, pflegende Natur
Die junge Menschheit auf den Armen;
Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend streckt er seine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt,
Mit Mutterlächeln auf den Wangen,
Von frischer Blumenluft umweht,
An seinem Wiegenlager steht,
Wo sie in duftig grünen Hallen
Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,
Und Abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer singen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne
Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,
Die freudig Gottes Licht erkennt,
Und ohne Nahmen ihm das hohe Wesen nennt.

Dem Menschen ist, zur Pilgerschaft durchs Leben,
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mitgegeben,
Der, wo er schrecklich ihn auch mißverstand,
Doch nie und nirgend ganz aus seinem Busen schwand.
Der Glaube war's, der laut das Taggestirn begrüßte:
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heil'gen Wüste: —
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus singt:

»In Flammen naht sich Gott. Empfangt ihn, Morgentöne!
Fall' an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine hochbegabte Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feyer,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt!
Verhülle dich in den Vermählungsschleyer,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!

Ruf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.

Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.

Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeyern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!« —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt,
Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.

Es ras't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit *klagt* und *staunt* den Zufall an.

So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte,
Dem Rechte sich zu nah'n? ihm gläubig zu vertrau'n?
Ist, was uns himmlisch dünkt, von irdischem Geschlechte?
Sind wir der Noth, sind wir des Zufalls Knechte?—
Ach! immer dunkler wälzt das Grau'n
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Die unsern heil'gen Stern, den Thron
Des Rechtes, zu verschlingen drohn.
Allein dies Grau'n, dies Widerstreben,
Dem Zufall sich dahin zu geben,
Erschüttert deinen Geist, wenn dich ein Mißklang irrt,
Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,
Der einst das Recht versöhnen wird.

Du siehst: das Laster schwelgt bey lauten Jubelchören,
Die Tugend darbt, die Unschuld wird verkannt,
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt,
Die Weisen bau'n am Heil, daß Narren es zerstören!

Hier ist es, wo dein Herz auflodernd sich empört!—
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören,
Der Zufall, der da wild den Gang des Rechtes stört?
Verklagst du so die Blindheit eines Blinden?
Doch nein! du kannst dich hier dem Glauben nicht entwinden:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die hier im Drang der Welt sich göttlich frey entfaltet.
Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb
Hält dich der Glaube fest: daß eine Gottheit waltet,
Die ihren Nahmen tief ins Herz der Tugend schrieb.
Uns ward ein Sinn des Rechts, und Trieb nach Lebenswonne;
Und dieser Doppelstrahl, der in dies Daseyn fällt,
Verleugnet nicht die ferne Sonne,
Die einen höhern Kreis erhellt.

Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Vernimm ihr leises Wort! es wird an Hehra mahnen;

Und selbst ihr seufzendes W a r u m
Ist nur ein ernstres Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur 'Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwo verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist G o t t, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind i n sich, d u r c h sich Eins; Gott fasset sie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.

Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dies Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;
Doch ohn' ihr Seyn und Wesen zu ergründen,
Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt,
Da, wo die Morgensterne schweben,
Da spricht dein großes Seyn, Unendlichkeit, uns an.
Ein Reich der Herrlichkeit, das ist, und nicht begann.
Ist denn die Geisterwelt entfernter unserm Leben?
In uns fängt sich für uns das Reich der Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den Hohen, Tiefverborgenen schleyert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feyert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme

Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girrt
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald irrt.
Wo Hehra feyerte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilige Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Grau'n,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbey, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: Verhängniß, bist du Gott?« — —

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirthenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feyert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.

Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeyer;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleyer,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nieder wallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dies wandelnde, dies weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunkenen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,

Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O! laß die Erd' in ihrer Wölkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.

Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schau'n.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonien über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des festlichen Arcturs herüber;
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feyernacht, wie eine hehre,
Auffodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß

Von Lebenskräften, ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dies liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bey jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: »Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja wenn den Heiligen die Grübeley vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.«

Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,

Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch
sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerinn,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dies ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel überschaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt ver-
traun?

Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft:
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten;
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Vernimm sein unbeschränktes Walten:
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
An seiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fort und fort ist Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zusammen:
Die große Welteinheit ist Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O, glaub' es dir, und den Versicherungen
Der Welten dort: es ist ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern stillern Mahnung!
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geist: es ist ein Gott!

So steht der Mensch in dieser Tempelrunde
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Priesterthum,
Umringt von Gottes heil'ger Kunde,
Von seines großen Nahmens Ruhm. —
Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag' auszusagen!
Laß demuthsvoll an unsre Brust uns schlagen,

Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein
Ist nur der Mensch in Thun und Seyn!

Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleyert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.
Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feyert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fodert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Ausgestattet ist der Mensch mit einem, weit über dies Daseyn hinausreichenden Lebenstriebe, der ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hinreißt; und immer ist ein entferntes Dort, woran seine Erwartungen hängen.

Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie aufzunehmen. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, deren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt.

Eben so über die Grenze dieses Daseyns hinausgreifend, ist das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückse-

ligkeit nicht. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

Dieses Leuchten der Wahrheit endlich, dieser Reiz der Erkenntniß reget den Forschertrieb auf; er erhebet sich, und steht vor einer unerschöpflichen Fülle. Der Eintritt in dies Gebiet der Unermeßlichkeit ist schon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortschreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortschritt der gesammten Menschheit ist es, der sich zwischen der rohen Menschennatur und der feinen Griechencultur wahrnehmen läßt. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unserer Hoffnung empor.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben

Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenen,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, den Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgend ist so todt die tiefste Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieser Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;
Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau lös't sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,

Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Fluth zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß
Von Ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und wild in die Gefahr sich wirft?
Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebensstellen.
Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft?

Mag ihn die Brandung halb verschlingen:
Noch lüstern schauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin um Leben zu erringen.
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
In's weitre Daseyn will sein Wahn hinüber schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.

Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur,
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freyen Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab,
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:

Dies strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dies Todtenmahl im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn fest zu halten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.

Zwey Stunden Zeit — zu *werden* und zu *schwinden* —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fodert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Jedoch des *Spiels*, des süßen *Spieles* nie.

Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis, mit halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,

Dies Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Das arme Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das ganze Menschenleben!

So rechtet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bey denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet!
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.

Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freyes, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend Sonnensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.

Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!

Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet:
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
An eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als *Eine* Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feyerlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fodert Seligkeit;

Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sclav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sclav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,
Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bey einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dann vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —
Was *Innen* leuchtet, dünkt uns ein *entfernter* Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,

Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zweymal hast du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nektarkelch gesunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.

Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme
Das *neue* Himmelsleben weiht:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bey jedem neuen Feyerkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.

Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur *eine* Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schoos.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten soll.

Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:
So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.

Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschloßnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum wird uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feyerlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeyer,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleyer,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten

Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre:
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Ist das die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?
Die hohe Göttinn ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemahlt:
So mildernd ist die schöne Rosenwolke
Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.

Dies ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein blaßes Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.

Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorüber gehn!

Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft!
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Dann färben heller sich die grauen Nebeldünste;
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner, Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch: sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel zum andern:
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,
Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arcadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.

Des Lebens höchste Blüthe schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,

Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freyen Geist hinauf.
Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Lust verschwand, und Heldensöhn' und Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm begann;
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an:
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die Hellenischen Gefilde
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebensraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain,
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,

Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüthen überschleyert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feyert;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerinn,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.
Wie ein holdes Traumgesicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach!
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahnest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Liebesbund das ernste Seyn und Werden.

O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging, und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!

Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die gibt und wiederfodert,
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten diese Feuersäulen
Hinüber in's gelobte Land.

Nach diesen Geistern laß uns schauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt
Verkünden *sie* uns nicht ein leises Morgengrauen,
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Ist eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.

Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein in's heitre Geisterleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dies treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dies ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!

Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feyerlichen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;

Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freye Blick den Strom vorüber gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer Thränen,
Dies tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dies irdische Seyn hinausfodernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerinn des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder frohe Begleiterinn unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dies Daseyn hinaus, und feyert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwey tröstende Genien herab, und blicken, voll Sehnsucht, nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine

Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dies Daseyn eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweyen Welten hing,
Als uns dies Gotteshaus umfing,
Dies Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Tageslicht so still hinunter schwand,
Als sich der Mond dem Ostgewölk entwand,
Und über den verlaßnen Fluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich auf zu ringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freyer sah der Geist in's Ewige hinaus;

Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sprichst: »Mich hat die Huld gesandt.« —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen

Der Aue wandelt, spricht: »O Mensch, die Gottheit liebt!«
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie gibt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
»Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht.«

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundinn schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligte der Schmerz mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und Beyde haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dies liebste Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirfst uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron entgegen.
In Thälern feyert sie und auf geschmückten Höh'n
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Lust die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren;
Die Phantasie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,

Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen mahlt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung gibt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten Beyde hin zur Gegenwart, und weben
Dies Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,
Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;

Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.
Wie Funken, die auf Aetherfluthen glimmen,
Von einer höchsten Sonn' herab
Auf diese Fluth geworfen, schwimmen
Die goldnen Inseln auf und ab.
Von der Begeisterung getragen und erhoben,
Begeht ihr Götterfest die Phantasie dort oben.
Und weihte sie nicht im Prophetentraum
Zur Tempelheiligkeit den Raum
In jenem Abendthal, das deine Trauer feyert?
Wo durch die grüne Nacht, die festlich niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleyert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging!
Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach leis' und immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hehra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
»So wie dies Leuchten — sprach die Fromme — glänzt am Staube
Der dunkeln Erde still der Gang der Tugend auf. —«
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feyerte der ganze Hain,

Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: »Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft, schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum' umwallen.
Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt
Empor von ihm die Gluth, wie Opferflammen-Lohe:
Da feyert seliger der Glaube, der die hohe
Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.
Nun sieh das Zweygestirn, wie still und mild zusammen
Dort auf und ab die beyden Sterne gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält;
Er schlingt das süße Band der holden Wechseltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Und o, wie feyerlich ist jener Raum erhellt,

Wo immer meine schönsten Lichter brannten!
Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmelwärts,
Und strahlt mit ihren Sternendiamanten
Der Hoffnung Freudigkeit ins Herz.«

Und immer heller ward's in Hehra's innerm Leben:
»Dort« — rief sie aus — »wo freudig ab und auf
Im dunkeln Raum die Strahlenwelten schweben,
Löst glorreich sich in Licht und Leben
Das schauerlichste Dunkel auf.
Die Gräber dort sind lichtbekränzte Thore,
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,
Der Genius der letzten Hore
Die Pilgerschaaren Gottes führt,
Wenn sie, von einer Welt zur andern,
Die große Gottesstadt durchwandern.
Wie selig dämmert zu dem Glauben es herab,
Das stille Land der Hoffnung und der Liebe,
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,
Und spiegelt sich im reinsten Leben ab!
Wohl ist die Bürgschaft für den Himmel
Der Himmel hier in unsrer Brust. —«
So Hehra.—Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank vor ihr der Traum von Schmerz und Lust.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln:

Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dies Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt.
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feyert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweytes Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
»Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam nieder trat;

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen im Zypressenthale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
»Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!« —

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feyerlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!
Vernichten, Freund! — o sieh, er sendet,
Mit allen Segnungen der höhern Lebensruh,
Der dunkeln Stelle, wo dies Leben endet,
Noch seinen Friedensengel zu!

Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,
Das ein Mal nur erscheint; die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er lös't die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am süßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er sprach; »Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert

Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung schauert
So kalt durchs widerstrebende Gefühl!«
Die Sanfte sprach: »Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin.« — Und Phädon rief:
»Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!« — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.

Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!

Nicht immer schwebt im sanften Blüthenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder!
Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: »Laß ihr Gesetz die Weltnatur erfüllen!
Blick' über ihr Gebiet hinaus!
Der graue Nebel mag den Sonnentag verhüllen:
Er löscht die Sonne selbst nicht aus. —«
So spricht der Feind, vor dem wir zittern;
Doch Friede sey mit ihm, der ihm und uns gebührt:
Er ist ein Engel in Gewittern,

Der zu dem höhern Frieden führt:
Den finden wir selbst im Zypressenschauer,
Wo er die Seele Lykophrons erhob,
Als über des Verlaßnen Trauer
Der sanfte Farbenkranz aus Licht und Nacht sich wob.

Das Ungewitter schwieg; zerrißne Wolken hingen
Vom Abendhimmel tief herab;
Die Sterne, hinter Wolkenschatten, gingen,
Wie stille Geister, auf und ab;
Und Lykophron trat an ein frisches Grab.
Da schimmert' es vom Hügelrand herüber;
Der Halbmond schaute, wie ein trüber,
Ein halbgeschloßner Blick, in's Urnenthal herab.
»Melida!« rief der Gram — »so tief, so tief versunken
Ist all' die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!
So tief in Nacht erlosch der Funken,
Woraus hervor das lichte Leben ging!«
Das Himmlische zerfiel, wie Blumenstaub der Fluren;
Und doch, wie drückten sich so zart und rein
In diesen Blumenstaub die Spuren
Vom Wandel eines Engels ein!
Da sieh! ein dünner Nebel kam gezogen;
Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,
Umarmt' ein nächtlich sanfter Friedensbogen
Das todte Dunkel seiner Flur.
Da war's, als spräch' ein Geist zu ihm die Worte:
»Erhebe sich das trauernde Gemüth!
Der Friedensbogen dort, die sanfte Blumenpforte
Zum Himmel, ist aus Licht und Thränen aufgeblüht.« —

Fürwahr, die Hand, die unter Blüthendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an uns're Brust,
Vom dumpfen Sinnentraum den Geist empor zu schrecken.
Mit *welchem* Druck sie uns berührt:
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!

Und diese Liebe stürzt — ach! wie von einer Klippe,
Vom Daseyn uns so rettungslos hinab?
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von uns'rer Lippe
Für den sie so viel Durst uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Sinn der Freyheit in die Seele
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fodert unser Leben,
Sie fodert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laster nicht, so laß den Edeln beben,
Der diese Welt verlor, und jene nicht ersiegt!

Dann kehre weg den Blick vom großen Welten-
buche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann ist Tod um uns, und nichts, als Tod!
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;
Was fallen kann, sind Trümmer nur;
Die lebende versenkt die todte Leiche;
Ein schrecklich Opferfest begehet die Natur!
Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet;
An seinem Fuße gähnt ein schauderhaftes Grab!
Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —

O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feyerlichsten Hoffnung zu!
Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen
Die heil'gen Stellen deiner Ruh.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos ver-
klagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dies Daseyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.

Laß einen Edeln sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,

Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgerißnem Flügel,
Dahin mit unsern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu seinen Füßen schreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freye Menschen wand;
Der fromme Seelenhirt streckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und', wie ein Segen, hängt an seinem Blick die Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von seinem goldnen Sessel;
Las Casas bebt, und wirft die kaum gelös'te Fessel
Den armen schwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyranney erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es ist der Schatten seiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand hinüber

Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber itzt in seine Nacht versinkt? — —
So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,
Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —
Das Göttliche zu uns herab,
Und strahlte — daß der Mensch sich selbst getreuer bliebe —
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.
Da ward die Knechtschaft erdgeborner Sinne
Des göttlichen Gebiets, das ihr so nah' ist, inne.
Verkündet nicht der freye Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Dies Daseyn ist der Heerd, von dem die Lebensgluth
Auflodern wird zur hellern Aetherflamme.
Nur was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleyerfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern!

Die ewige Natur reißt stolze Zedern fort.
Schau! wie versteinerte Jahrtausende, stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer;
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feyerlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd ist das Gerüst der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;

Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh.
Er wankt ihr einsam nach. — »Wohin?« — Wohin fragst Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde;
Sie fragt nicht ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod;
Der Mensch nur fragt; »Wohin?« — Ist diese ernste Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb schon tagt?
Sie spricht ein Jenseit aus, wonach sie diesseit fragt.
So geht der Mensch zu seinem Opfertage,
Und durch das Fest der dunkeln Opferung
Zur leuchtenden Verherrlichung.
Mit tiefen Schatten ist der Weihaltar umhangen;
Der Göttertag ist noch nicht aufgegangen;
Tief hinter diesen Opferhain,
Da bricht er an, und lös't die heil'gen Stunden,
Die Liebespfänder seines Himmels ein.
Bezahlet ist die Schuld, die Erd' ist abgefunden:
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald nieder brennen;
Und aufgelös't ist eine Form des Seyns.

Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.

Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage:
Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht woher! und doch o Freund wir sind!
Fortstreben wird, was geistig hier beginnt:
Sieh! Leben, Heil und Licht und Gottes Huld — das sind
Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —
Noch Eine Bürgschaft ruht tief in des Menschen Brust:
Es ist das Heilige, das die Natur nicht kennet,
Das innre Seyn, das uns den Geist der Tugend nennet.
Durch sich nur ist der Mensch sich dieses Seyns bewußt;
Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Deine innig dein ist nur das Seelenleben,
Dies Seelenleben selbst bist du.

Wie Seel' und Körper sind, und wie sich Eins hinüber
In's Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem solchen Seyn? — der Mensch erforscht es nicht;

Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch: sprich: Was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu schwingen,
Und unsern Himmel selbst hienieden zu erringen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an. —

Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang, erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle;
Triumph! ich bin; und darum werd' ich seyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch.

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.

Es ist von ihm hinweg gesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur.

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hoffnungen, aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweyer, einander widerstreitender Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, gibt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt; das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß

der Tugend und ihrer tröstendern Hoffnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen: die Vernunft ist also genöthiget, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Der Glaube an dies Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hülflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fodert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Grenzen der Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wohl zum Beyspiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbey führte, und unter Geduld erschö-

pfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maaße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edlen erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn längst aus einem Leben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseyns, daß Beyde: die Heucheley und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. Dies Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert; aber die Stimme des Bewußtseyns schweigt nicht, bestimmt ist sie, als eine warnende und strafende Nemesis unsere Führerinn zu seyn durch das Leben. Oft läßt sich in einem großen Beyspiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beyspiel auf.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund, zu dir dich zu erheben;
So wag es dann, zu haben, was du hast;

Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hoch geweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht!
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschla-
gen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.

Wer ist der Mensch? — Auf beyden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer!
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmal
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Begeistert blicktest du, in feyerlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug.

Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.

Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters,
Und nichts Geliebters als den Menschen auf;
Und dies Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo lös't es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! O sprich! wer gab der Zeit
Diès große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwey Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beyden Mächte;
Und jede fodert Huldignng,

Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beyde nach Vereinigung.
Und zwischen beyde tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur,
Der Mensch in seiner vollern Würde,
Die uns begeistert und entzückt.
Und darum trauern wir, wenn schwer des Alters Bürde
Zum Staub hinab den großen Menschen drückt;
Wir trauern, wenn so tief der Götterfunken,
In jenem Greis erloschen scheint,
Daß er, von seiner Kraft hinweggesunken,
Im Dunkel lebt und kindisch lacht und weint.
Doch diesem Schatten gegen über,
Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.
Wie tönt sein Winterhain, den jede Muse pflegt!
In seiner Seel' ist Licht, ward auch sein Auge trüber;
Vor seinem äußern Sinn erklingt
Nur schwach das Weltgeräusch: was kann's ihm noch gewähren?
Zu seinem innern Sinne dringt
Der Psalm der Ewigkeit in Chor der Weltensphären.
So schön bewährt die Meisterschaft

Des Lebens nur der Mann der Kraft.
Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;
Sein beßrer Sinn war nicht den Sinnen unterthan;
Selbstherrschend in sich selbst, verfolgt' er seine Bahn;
Er hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß sich die Schwächen
Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.

Die ganze Menschheit strahlt in einem Meisterwerke
Der Lebenskunst, die nach Vollendung strebt:
Wir seh'n bewundernd, wie die Stärke
Das Leben trägt, die Kraft es hebt.
Du staunst zur Kraft hinauf, selbst da, wo sie zerstöret,
Wo sie das Große niederreißt,
Wo sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt;
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunct fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt:
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;

Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.

Beseele diese Kraft mit freyer, edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;
Vergöttre sie zur holden Pflegerinn
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Geistes-
blüthe:
O! da ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur,
Und trug den festern Sinn der Lebensharmonieen
In unsre schwankende Natur.

Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindesloos.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Und freundlich, wie das Licht, worin der Tro-
pfen leuchtet,
Der einen Wiesenhalm befeuchtet,

Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Schwelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und bracht' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.

Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu dem höchsten Ziel! wie weit!
Es ist der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig seyn: und wanken soll er nicht.

Von dem Gebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft, die hehre, gottvertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.
Je mehr die Seele sich empor ringt zu dem Frieden,
Des höhern Lebens sich bewußt zu seyn:
Je tiefer dringt sie schon hienieden
In's Götterthum der Seelen ein.

Das Götterthum der Seelen hat begonnen!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feyerlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schreite fort zur höhern Friedensfeyer
Auf! mein gefühltester Gesang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leyer,
Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgen-
traume,
Der Punct, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!

Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heil'ge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz,
und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feyerkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen
schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den
Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.

Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel? Schone! schone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Sykofant erscheint! die Unschuld wird sein Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone;
Er tritt sie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf!
Sucht dieser Seufzer nicht, weit hinterm Erdenstaube,
Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

So ringe dich empor, den Glauben zu umfassen,
Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!
Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen? —
Wenn du die Frevelthat verdammst:
Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dies Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, überfällt:
Dann heiligt dich dies Graun; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.

Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,
Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betrügt;
Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie: dann ist selbst mein Daseyn eine Lüge —
Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin. —

Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier, bey dem feyernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: — »Der Götterwelt, o Mensch, gehör. dein Leben. —«.
Dies Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Zypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.

Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!

Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne, —
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederschein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodien,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.
So ist schon hier die Seligkeit geboren;
Dem Frommen ist erfüllt, was ihm sein Gott verhieß;
Nur die Verlornen, sie verloren
Für diese Welt ihr Paradies.

So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht

Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sclaverey vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römersinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend in's Gesicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?

Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales.
Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüthe.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt,
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, in's Grab.
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;
Das innre, geistige, geheimnißvolle Leben,
Genährt von Himmelsthau, schlägt seine Wurzel nur

In das Gebiet vergänglicher Gestalten.
Da drängt es ringend sich hervor
Aus der Umfangenheit von irdischen Gewalten,
Und trägt sein Kronenhaupt wie ein Triumph empor.

Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn empor;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.

Dem Menschen lächelt noch der mütterliche Blick
Der irdischen Natur, und milde Sterne walten;
Doch *wie* nun wird sich ihm das innre Seyn entfalten? —
Am Lebenseingang steht das treibende Geschick.
Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie reißt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Fluth verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.

Dein Garve, Freund, spricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe

Und vom Triumphe der Geduld.
So frey ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur: so stumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,
Als säh' er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,
Es biete keine Macht ihm Ketten an!
Ihn schreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebenswonne.
Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks
Den bunten Markt des Lebens überschauet,
Und seinen Frieden nicht dem Launenspiel des Glücks,
Nicht sein Unsterbliches Vergänglichem vertrauet:
Der ist ein Lebensheld, ein Sieger des Geschicks.
Heil dem geweihten Geist, der so sich aufermannet!
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich
Verbannet ihn nicht, er verbannet
Aus eines Gottes Nähe — sich;
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwert mehr eine Schärfe;
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu thun:
Der Weise wird — wohin das Schicksal ihn auch werfe —
Mit seiner Tugend seyn, bey seiner Unschuld ruhn.

Da, wo die Unschuld ruht, und von der Luft umgeben,
In der sie wandelt, fühlt der Sünder, was er ist. —
»O, Tugend!« — seufzet tief Elpinors innres Leben —
»Daß du so himmlisch und so schrecklich bist! —«

Der letzte Tageslaut verklang in dunkler Ferne;
Still wandelte die Nacht durch die Natur;
Wie Augen Gottes, sah'n die Sterne
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da schlich Elpinor, wie zum Raube
Der Tiger schleicht, zur Rosenlaube,
Wo Holdy's Engel wacht — und fort
Aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;
Doch spricht ihr leises Friedenswort
Ins tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Er naht der Laube sich, wo durch das dunkle
Schweigen
Ein ahnungsvoller Schauer rann:
Da weht es ihn, aus Holdy's Rosenzweigen,
Wie seufzendes Geflüster an.
Er horcht — die Fromme betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerinn sie war:
Und sieh! vor diesem frech entheiligten Altar
Ergreift den Sünder itzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Frucht-
baum-Wald;
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn den Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick
umflammt,

Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattinn und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.
Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heucheley verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!

Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Ja, mächtig ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue,
Von ihm ergriffne Schuld vergebens widerstrebt;
Und, o wie fürchterlich! wenn die Gestalt der Reue
Vom Lager der Verzweiflung sich erhebt,
Auf daß im Unrecht selbst das Recht sich uns verkünde:
Das ist der Gottesdienst, womit die Sünde
Die Tugend feyert, und erbebt.
Auch was in zartern Seelen lebt,
Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuthschauer,
Der, wie ein Ahnungstraum, ins innre Leben tritt:
Die Psyche brachte diese sanfte Trauer
Vom Scheidekuß der Götter mit.

Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.
Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube
Jagt Todesschrecken ihm in's Ohr.
Ihn faßt ein pressendes Gezitter;
Aus schwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantasie zum finstern Zauberwerke,
Die Furcht zum Nachtgespenst, das aus den Büschen klagt,

Und auf den Hügeln wankt? Was ist es, daß die
Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahlerische
Spott? — —
Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt be-
gleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen
Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der
Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.

O, mög' es in der Brust des Sünders war-
nend schlagen,
Der sich mit frechem Thun dem zarten Knaben
naht!
Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzu-
klagen;
Ihr heil'ger Blick verurtheilt seine That!
Und, weh! kein Gott vermag ihn zu erstatten,

Den süßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,
Der vor dem Schatten flieht, vor jenem schwarzen Schatten,
Der von des Sünders Haupt ins junge Daseyn fällt.
Um unser Leben wandeln Kinder,
Wie stumme Engel hin, an Lieb' und Unschuld reich;
Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder
Gebeut uns: »Werdet Kindern gleich;
Denn ihrer ist das Himmelreich. —«
Vergebens strecken sich — ist er einmal geschieden,
Der zarte, reine Kindessinn —
Die Arme nach ihm aus, nach seinem süßen Frieden:
Der Engel ist entfloh'n, sein Himmel ist dahin! —
Die Frevlerinn dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und wähnt sich heilig überschirmt. —
Du, Unschuld, reiner Strahl aus bessern Welten,
Um dich ist Ruh, ob auch das Leben draußen stürmt!
Wer aber kann vom Graun der finstern Schuld befreyen?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.

Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Purpurstelle,
Das frische Morgenroth der neuen Tageshelle;
Das unsern innern Tag ergänzt,
Und leuchtender an schönen Seelen glänzt.

In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleyer fallen läßt.
Ihr Rückschau'n war ein seliges Erinnern,
Das wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,
Wenn ihre Ruhe sie in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finsterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heitre Nemesis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Lust, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie schau' in dies Gemüth! sie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Aesten wiegt.

Zaubermächtig singen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage sind entzückte Träume;
Du erwachst, — und bist mit dir allein!

Rausche fort in bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schau'n wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die ewige Vollendung,
Das große, wunderbare Seyn,
Wo jene freyern Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckteren Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg=weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freyheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! — Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreyung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschreyn:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freye trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zweyfache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwey Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freyheit zur sittlichen Freyheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That.

Daß er mit einer Kraft zu freyer That ausgerüstet sey, beweiset im Allgemeinen seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freyheit ging aus der Freyheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freyheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzet die Freyheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbey gestürmter Begebenheiten.

Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freyheit beruft, und im innersten Bewußtseyn uns auffodert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der Römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beyde mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beyde aber auch zugleich verbrecherische Sclaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List; erhaben und reich ist die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende freye Gemüth. Nur dieser Freyheitssinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und rauhe Begegnisse schrecken, bewähret sich diese Freyheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg, so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Foderungen der Tugend darf keine Rede mehr seyn, und der Mensch tritt in dieser Vorstellung auf eine Thierstufe herab, wo der Instinct ihm entzogen ist, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menschen, der von Außendingen und innern Anregungen gedrängt hin und her schwanket: ein Schwanken, welches sich in seinen bessern Entschlüssen, wie in seinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Daseyn ist ihm in seine Hände gegeben: er kann es von sich werfen — ob er es solle: ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hieher gehört — er kann es, weil er Mensch, weil er frey ist. Eine Thatsache der hö-

hern Freyheit ist der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einstimmung gebrachten sinnlichen Neigungen sind eine liebliche Begleitung unsers Wandels; aus dieser Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freyheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; seines Daseyns Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden; sie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorschein. Von der Höhe der Geistesfreyheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Diese Freyheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freyeren Daseyn hinüber geleitet.

Freyheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Diesseit noch einmal ins heitre Jenseit schau'n,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwey bekränzten Au'n!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:

Hier ist es, wo das Reich der freyen Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freyheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freyheit Götterkind.

Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwey Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;
Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.

Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde:
Des Zwanges Druck macht uns die Freyheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer freyer
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt;
Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feyer
Des Sieges, den der Held erstritt.

Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und **lebt** durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Drum, wo wir stehn; wir stehn an einer heil'gen Stelle,
Die zu dem seligen Beruf uns weiht!
Zu schöpfen aus der reinen Quelle
Der freyen Lebensherrlichkeit.
Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm gedeiht,
Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm verloren;
Er trägt es hin zu einem sichern Port. —
Vermittlerinnen sind die Horen:
So wunderbar wird aus dem **Hier** das **Dort**
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,

Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und gibt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freye Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entflohn.
Wie jene Göttinn ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.

So laß dann in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch gefangen,
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freyheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freyheit, welche hier auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freyen Manne reift das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinct gebot; doch regte leis' und leise
Sich in der Willkür schon der sanftere Menschensinn.
Und aus der Willkür trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freye Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,
Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot: sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in jenen dunkeln Thalen,
Wo die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.

Die freye Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat, wie am Nil.

Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert, längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,

Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern;
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,
Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne, Blüthe;
Um frey zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verrucht.
Die Freyheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont,
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freyheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien! du hast umsonst geschworen,
Ein freyes Volk zu seyn! umsonst gestürzt den Thron!
Die Freyheit, welche du zur Göttinn dir erkoren,

Aus nervenloser Brust war sie schon längst entflohn!

Vollendet waltet sie in jenem Urgebilde,
Das vor der Ahnung schwebt; und unser Geist empfing
Nur einen leisen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,
Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben ging.
Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleyer
Umwebte Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf: hier Altes zu erneu'n,
Dort neues Heil und Unheil auszustreu'n.
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn;
Bald rauschen sie dahin, wie dunkle Todesgötter:
Und Völker müssen untergehn.

Ich schau' hinaus—und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weist..

Dort weist es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,
Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feyerpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüsteney'n.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sclaven
Der wilden Leidenschaft befrey'n?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! o, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!

Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gib, daß der Hüttner diesseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Schau hin! wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter späht: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmahl an von schaudervollen Zeiten,
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.
Was immer *war*, wird immer *seyn* hienieden:
Warum empört uns noch die grause Heldenzunft?
Warum begeistert uns, wie Frühlingswiederkunft,
Der süße Traum von einem ew'gen Frieden? —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frey uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinct entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.

Wohl oft bespricht, im Druck und Drang des Lebens,
Die Stimme der Vernunft vergebens
Den, seiner unbewachten Haft
Entrißnen, Sturm der Leidenschaft!

Da stürzet dann der Mensch in frevelndes Beginnen!
Wie unaufhaltsam stürzt er dem Verbrechen zu,
Wenn Aufruhr ist in allen Sinnen,
Wenn Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh; —
Sie wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder, jene Kraft,
Die aus dem Menschen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menschlich Wesen schafft? —
O das sey fern! — Du hörst den Donner rollen;
Sein Flammenzorn ist sich des Zornes nicht bewußt.
Natur heißt sein Gesetz; nur in des Menschen Brust,
Da herrscht ein Selbstgebot, ein Geist, ein eignes Wollen.
»Wie?« fragst du klagend, »ist das Loos des Menschen Krieg?
Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede walte?« —
Der Kampf ist sein Geschäft, daß sich die Kraft entfalte;
Beruf zu *schwerem* Kampf ist Ruf zu *größerm* Sieg.
Sieh dort die heiligen Bekenner
Des christlichen Paniers auf Felsenboden stehn!
Kein Sturm der Wuth kann sie darnieder wehn;
Sie stehn auf sich, die hohen, freyen Männer; —
Was Menschen *konnten*, *kann* der Mensch der freyen Kraft:
Der Marter trotzten sie — wir nicht der Leidenschaft?

Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen auf den Schwingen,

Und führet über unserm Haupt
Hinweg den Siegerschmuck, so wir ihn nicht erringen.
Wer sich der Kraft im Dienst der Schwäche nicht beraubt,
Und vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frey — frey, wenn er unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frey, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freye Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel ihm auch darob das Leben aus der Hand.
Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Ist, Tugend, dein Gesetz, und heilig ist die Pflicht.
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.

Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub!

Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyranney des Feindes:
Wird er der Tyranney, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreyt ihm zu: »Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu stehn! —«
Er sträubt sich noch; er kämpft noch, ihn zu retten;
Jedoch die Herrschaft hält ihn fest an ihren Ketten:
Und Tullius muß untergehn!
Ist denn August so arm, daß er, zu seinem Glücke,
Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sclav der edlen Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder schallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh; sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt' und fremde Freyheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich.
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen Höhle,
Der Geist der Sünde schleicht; der Finstre horcht und lauscht
Auf jeden Schmeichelton, der seine Qual berauscht. —
Mag er mit Majestät und Schrecken sich umpflanzen:
Er ist ein Sclav der Furcht, wie hoch er sich auch stellt.

Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.
So elend ist die Macht! Doch er gebietet Freude —
Erwärmte sein Gemüth der Taumel fremder Lust? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! — Ein dumpfes',
Verwünschendes Geheul durchschreyt, empört,
Die rasende Vergöttrung des Triumphes,
Die er — damit er sich nicht höre — gierig hört.
Erschrocken ist er, mit sich selbst zu sprechen;
Das Unheil stößt ihn fort; kein Ausweg ist mehr sein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu seyn.
Ha! welcher Fluch verschwur ihn dem Verhängniß?
Nach Freyheit athmet er. Er flieht — wohin er tritt;
Das kalte, eiserne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, Trotz seinem Dienerschwarme!
O, keine Brust, an der sein starres Herz erwarme! —
Auf! lüge dann, du stolze Leidenschaft,
Ihm Hoheit vor und Macht; — die hunderttausend Arme
Von Sclaven nennt er schon vermessen seine Kraft. —

Treu, wie die Tugend, hält der Frevel sein Versprechen;
Was Leidenschaft gesä't, gedeiht nur im Verbrechen;
Und aus Verbrechen reift die innre Sclaverey.
Wenn er kein Weiser ist, so ist kein König frey.
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerinn!

Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frey, um, zwischen Schmerz und Lust,
Zur Freyheit kämpfend fort zu schreiten.
Dies zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geist:
Der Halbgott steht am Scheidewege.

Nimm weg die freye Kraft — und wag's, den Friedensbruch,
Der ewig uns mit uns entzweyet, zu entwirren!
Dann ist der Mensch ein Widerspruch,
Ein Thier ist er, und doch verdammt zu irren!
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde? —
Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will: der Herr des Thieres nur

Betritt mit schwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer künftig.
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinct;
Indeß der Mensch, halb unvernünftig,
Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Widerstreite;
Doch warum ist der Mensch von heute
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war?—
Die Freyheit leuchtet dunkelklar
In seinem Willen auf; er will, und will doch nimmer.
Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Nie gänzlich wird in ihm die freye Kraft verdrängt;
Nein! dieser Mond, der tief im innern Leben hängt,
Verfinstern mag er sich: ihn findet seine Sonne.

So ward dem Menschen dann ein freyer Lebenssinn;

Was um ihn ist, es ward dem Daseyn hingegeben;
Nur an den Menschen gab das Daseyn sich dahin.
Es ist der Freyheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh' erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.
Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drey Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
»Noch ein Mal« — ruft er aus — »hebt aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!

Zum letzten Male dann, ihr schönen Himmelsgloben,
Zum letzten Male schaut zu euch hinaus mein Blick
Der Weltengeist, der liebend euch dort oben
An seinem Herzen trägt, stößt m i ch auch nicht zurück.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht in's sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Nessel,
Ein dunkles Leben voller Schmach!
Bedecke still die That, die eine harte Fessel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vorüber;
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein Geist! wir müssen fort! — —«

Den Kampf der Freyheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!

Das Daseyn fiel uns zu; die Freyheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreyheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen

Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreyheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit naßem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreyheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feyert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!
»Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreyer;
Und Ketten trägt die Frevelthat. —«
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen zischen:
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.
Sein Geist ist frey; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freyheit der Vernunft ist unser wahres Leben.
Zur Führerinn ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dies verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt:
Dann strömen sie die Gluth auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchthalm reift, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern, im holden Zauberschimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterinn,
Ihr freyes Machtgebot der Leitstern, der uns führet!
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dies ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menschen, wallt und wogt die Fluth der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,

Die frey gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freyheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empor und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmen sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler itzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwey erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet, -
Um die junge Tellus hing.
»Siehe!« sprach sie »was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir! —«

Zauber sprüh'n aus ihren Blicken
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewal
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
»Keine Freuden goldner Tage«
Spricht sie »kann ich dir verleihn.

Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du *mein*.

Siegen ziemt dem Göttersohne
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. —«
Und der Jüngling schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freye Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue

Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich raffte er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freye Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreyheit selig schaut,
O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,

Womit das Glück ein Glück zusammenbaut!
Der Thronkoloß stürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geisterwürde
Hoch über sie hinaus gestellt!

Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feyerlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feyernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Fluth des Lichts?
Dies Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten

Das weite Labyrinth der reichen Aetherfluth,
Durch welche freye Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf
ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freyheit helle
Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer schon des Lebens Sonne steht:
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,
Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung
geht,
Und zu der Tugend spricht: »Dein Kranz wird nicht
verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch ver-
schwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel
fand. —«

Tritt hin zur feyerlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die seelenvollen Worte:
»Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geister-
welt! —«
Dies war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüth' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
»Die Tugend kann nicht untergehn! —«
Und führe mich durch all die reichen Blüthengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging!

Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Lichtgewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, saß!
Und wo sie betete, da winden Epheuranken,
Zur Tempelwölbung, sich am Lindenstamm hinauf!
Da schreck' ein tiefes Grau'n erschütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber säusle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der sich in Heh'ras Seel' ergoß,
Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß,

Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;

Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Ver-
schweben!
O, sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du sahst es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh',
Und lächelte, und sprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel seinem Himmel zu.

Gefeyert sey, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O sieh! der Rasen bebt, als schlüg' er Blumen-
wellen
Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüthe schmückte,
Der, wie ein schlafender, bekränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blaßes Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernst, wie das beseelte Schwei-
gen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauer-
zweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth,
das zart

Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahndung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dies sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn,
Wird jede Geistesblüth' entschleyern,
Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feyern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleyer, der es hüllt,
Das innere Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht was die Gestalt umblüthe;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen:
»Das ist Hehra!« wirst du rufen:
O! dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freyerm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit!
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht in's Daseyn strahlst, und über Zweifel siegst!
Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen übersliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest, am Naturaltar,
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade lauscht:

Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille!

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längs versunkne Trümmer.
Du trittst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum ersten Gesange.

V. 361. Das Unternehmen des tapfern Korsen San Piedro gegen die Genueser, die Unterdrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattinn, Vanina Ornano, und seinen beyden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freyheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugesprochenen Güter zurück zu geben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Korsika bewirken würde. Vanina schwankte lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Kor-

sika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Piedro foderte trotzig vom Parlamente seine Gattinn; und Vanina folgte gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sclaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — »Piedro«, spricht sie, »darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen«? — Piedro ruft den Sclaven zurück, bittet seine Gemahlinn um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sey, und — — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 364. Eumeniden. Rachegöttinnen.

V. 419. Pharus — ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten, oder Klippen und Sandbänken dient.

Zum zweyten Gesange.

V. 78 und 79. Zenith und Nadir — zwey Puncte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punct gerade über unserm Haupte; Nadir der Punct gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgibt.

V. 384 — 389. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am

Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 391. Der Schwan — ein nördliches Sternbild neben der Leyer in der Milchstraße.

V. 411. Die Milchstraße ist der merkwürdige lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, bläßere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 426. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beyden, aus den Eyern der Leda entsprungenen Brüdern sey Kastor sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweykampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beyde wurden unter die Sterne gesetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 430. Die Jungfrau. — Dies Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der schönsten und größten im Thierkreise.

V. 433. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 436. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 441. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwey Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 445. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite, im Sternbilde des großen Hundes.

V. 449. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 455. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint,

und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

Zum dritten Gesange.

V. 310. Kassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 315 — 333. Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Nahme Griechenlands. Charis — Huldgöttinn, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 350. »Erhabne Worte spricht der Hain« u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der Dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 353. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleyert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche mit Schmetterlingsflügeln deutet auf ein geistiges Wesen, welches aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossinn der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nach zu forschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die nach ihrem Wunsch ihr zugeführt waren, und auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreyen. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusu-

chen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

V. 105. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

V. 190. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himmel, unterhalb des Herkules.

V. 204. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

V. 396. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexiko. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Carl dem fünften. Eine zweyte Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beyden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sclaverey verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freylich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern ab zu nehmenden Sclavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende Sclavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine

Stimme so laut erhoben hat: daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch Spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosoph für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

V. 462. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Nahmen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Nahmen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 469. Aonischer — oder Griechischer Gesang. Der Aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 78. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der Französischen Literatur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen Prosaischen Schriften ist das Werk: Entretiens sur la pluralité des mondes mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen seyn möchten, welche sich mit dem ernsten Geist des erhabenen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoß bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochenen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichts und Gehörs. La modération — sagt sein Biograph — en faisant son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.

V. 195. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freyheit seines

Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: »O, Tugend! ist das dein Lohn?«

V. 313. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

V. 407. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heucheley nicht durch zu setzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capräa, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 415. »Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht« u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattinn und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indeß spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den Persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeygeführt hatte.

V. 491. »Die Frevlerinn dort hört die Wetterwolke schelten« u. s.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

V. 543. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

V. 60. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn

Achill in die Fluthen des Styx, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beym Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im Trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde und starb.

V. 103. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

V. 104. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer Karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feyerlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, foderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fort zu setzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte; aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

V. 157. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

V. 247. Als Cäsar ermordet war, theilten drey Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten Römischen Staat. Sie opferten, um sich aus zu gleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 258. Der zweyte Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreyer Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Hu-

manität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, foderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

V. 400. Die beyden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Consul, ließ beyde vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 466. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freyen Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlinn, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlinn Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerinn, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem

Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feyerlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freywilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

V. 487. Tellus — die Erde.

Ende.

In eben demselben Verlage erscheinen,
und wird in allen Buchhandlungen der österr. Monarchie
Pränumeration mit 2 fl. C. M. angenommen auf:

Ergänzungswerke
der
Classischen Cabinetsbibliothek.

Unter diesem Titel sollen von der Verlagshandlung der Cabinets-Bibliothek von Zeit zu Zeit solche Werke oder Sammlungen geliefert werden, welche in jener deßhalb keine Aufnahme finden können, weil sie ihrer Bändezahl nach einen Semester für sich füllen würden, was theils dem Plane dieser Bibliothek geradewegs entgegenliefe, theils viele ihrer Interessenten beeinträchtigen könnte, die ein solches Werk etwa schon in einer anderen Ausgabe vollständig besäßen.

Aus letzterem Grunde bleiben auch diese Ergänzungswerke, obgleich im Druck, Format und Papier völlig der Cabinets-Bibliothek gleich, hinsichtlich der Pränumeration ganz von ihr getrennt und für sich bestehend, und ist folglich ein Pränumerant der Cabinets-Bibliothek eben so wenig genöthigt, sich für die Abnahme dieser Ergänzungswerke verbindlich zu machen, als die Pränumeration auf letztere den Besitz der Cabinets-Bibliothek bedingen darf.

Den Anfang dieser Sammlung machen wir mit:

Tausend und Eine Nacht.

Neu übersetzt
und zum ersten Mal aus einer Tunesischen Urschrift
vollständig ergänzt, durch
Dr. Habicht, F. C. von der Hagen und K. Schall.
20 bis 24 Bändchen.

Diese neueste, vollständige, von drey ausgezeichneten Deutschen Gelehrten besorgte Uebersetzung, ge-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gen alle früheren mit einem Nachtrag von beynahe 200 Nächten aus einer Tunesischen Handschrift vermehrt, läßt, wörtlich nach der ausländischen Ausgabe abgedruckt, oben genannte Verlagshandlung in monathlichen Lieferungen zu 3 bis 4 Bändchen erscheinen, und zwar so, daß die erste Lieferung den 15. December d. J. ausgegeben werden, das ganze Werk (in 20 bis 24 Bändchen) aber längstens bis Mitte Junius k. J. vollendet seyn soll. Der bis 1. Januar 1826 gültige äußerst geringe Pränumerations-Preis ist für das ganze Werk 5 fl. C. M., und wird dem Publicum diese Auslage noch dadurch erleichtert, daß beym Eintritt in die Pränumeration bloß 2 fl., und sodann bey Empfang der zweyten, dritten und vierten Lieferung jedes Mal 1 fl. zu erlegen sind. Wer sich hingegen erst nach oben bezeichnetem Termin meldet, hat den damals erhöhten Pränumerationsbetrag von 6 fl. auf ein Mal zu erlegen.

Gewöhnlich sollen die Lieferungen dieser Ergänzungswerke zugleich mit den Lieferungen der Cabinets-Bibliothek den 15. jedes Monaths ausgegeben werden.

Die classische Cabinets-Bibliothek wird im Jahre 1826 wie bisher fortgesetzt und auf den ersten Semester oder die ersten 24 Bändchen dieses zweyten Jahrganges bis zum 31. December d. J. Pränumeration mit 5 fl. angenommen, dieser Preis aber, wie früher, pünctlich mit 1. Januar 1826 auf 6 fl. 30 kr. erhöht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tiedge, Christoph August,

Urania ein Gedicht in sechs Gesängen

Wien 1825

L.eleg.g. 577 g-43/44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575459-2